

Schieben und stieben

Frankfurter Positionen: „Batucada“ im Lab

Nach einer Stunde hat der Lärm den Körper weichgeklopft und den Geist ziemlich zermürbt. Es hatte vorher einmal plötzlich einen stillen Moment gegeben, als die 40 Trommler nur dastanden in einer Reihe an der Wand – direkt vor sich, in Atemnähe, die Publikumsmasse, aus der zaghaftes Applaudieren klapperte. Doch sie trommelten weiter und schoben und stoben durch den Saal. Jetzt war klar: Die hören nie auf, nicht in diesem Raum. Sie müssen raus. Tatsächlich verschwinden sie später, ganz schnell, durch die eine kleine Saaltür im Frankfurt Lab. Jetzt ist Ruhe, aber man kommt selbst nur sehr langsam raus. Im Gang vor dem Saal liegen die Tänzer bäuchlings am Boden, die Zuschauer müssen einzeln über sie staksen. Über nackte Leiber. Eine Zumutung.

„Batucada“ will nicht nett sein. Die Performance des brasilianischen Choreographen Marcelo Evelin, der in den Niederlanden studiert und dort auch mit seiner Gruppe Demolition Inc. gearbeitet hat, bevor er 2006 ein experimentierendes Theater in Brasilien übernahm, greift an. Doch das Getöse ist intelligent arrangiert. Dem Publikum wird kein Tanz vorgeführt, sondern die Choreographie umfasst alle, die in diesem Saal sind. Jedoch nicht auf die sonst übliche, eher lockende, verführerische Weise, sondern härter, mit bitterem Unterton. Es geht um Distanzen und um Kontrolle. Wortlos.

Der unbestuhlte Saal sieht zunächst nach Party aus, zahllose glänzend rote Luftballons in Herzform tummeln sich unter der Decke und angeln mit langen ro-

ten Fäden nach Zuschauerfingern und Blicken. Man plaudert, steht herum, flaniert. Fremde Vögel mischen sich stumm unters Volk, die Köpfe schwarz verummt, mit kleinen roten Schnäbeln auf der Nase und glitzernd umsäumten Augen- und Mundlöchern. Putzig und etwas unheimlich, gesellen sie sich zu den Stehenden. Irgendwann sind die Schnäbel weg, ein paar Shirts und Hosen werden fallen gelassen. Schließlich auch die Unterwäsche. Allmählich sind aus den Vögeln nackte Menschen mit unkenntlichen Gesichtern geworden, immer noch fremd, anders und vor allem laut. Sie haufen mit Hölzern und Blechgeschirr, während sie, zum Schwarm geworden, durch den Saal treiben, mal an der Wand entlang, mal mitten durch die Zuschauermenge. Sie drängeln. Sie klumpen sich in der Mitte und am Rand, die Zuschauer folgen, um nah dran zu sein. Um zu schauen. Dabei sind die breitbeinigen Schritte der Profitänzer und angeheuerteten Amateure, mit gebeugten Knien und eckigem Hüftwackeln, gar kein Augenschmaus. Doch man sollte die Sonderlinge im Auge behalten, um nicht wieder von hinten plötzlich bedrängt zu werden. Ihr auf- und abschwelliges Trommeln und Tänzeln hat etwas von Vereinigung und Abgrenzung, von Wut ohne Worte. Der harte Marschrhythmus mutiert mit immer mehr Zwischenschlägen zwar kunstvoll zum Sambatakt, wirkt aber wie falscher Frohsinn. Wie ein atemloses Haschen nach Lebendigkeit oder eine Show für Touristen.

MELANIE SUCHY